

(62) und beendeten ihr Studium mit der ersten staatlichen Dienstprüfung aufgrund einer Prüfungsordnung, die vom 1828 errichteten Stuttgarter »Israelitischen Oberkirchenrat« in Zusammenarbeit mit dem Innenministerium und der Universität erarbeitet worden war (59). Die Prüfungskommission bestand aus Professoren der philosophischen und der beiden christlich-theologischen Fakultäten und einem Rabbiner (63). Besonderes Interesse finden in diesem Zusammenhang Ausführungen zum Lebensweg einiger jüdischer Theologiestudenten: Maier Hirsch Löwengard etwa, der 1833/34 bei dem protestantischen Begründer der historisch-kritischen »Tübinger Schule« F. Ch. Baur hörte, wandte sich zunächst der jüdischen Reformbewegung zu, schlug in den 1840er-Jahren als Rabbiner in Jebenhausen aber den Rückweg zur strengen Orthodoxie ein (65). Jacob Stern kam als Absolvent der radikalorthodoxen Pressburger Talmudhochschule, die – anders, als ein vom Autor zitierter anonymer Leserbrief glauben machen will – aber weder »polnisch« noch »chassidisch«, sondern »ungarisch« geprägt war, nach Tübingen und wandelte sich unter dem Einfluss westlicher Bildung zu einem Verehrer Baruch Spinozas (66). Moses Baruch Auerbacher, der 1832 mit dem Jurastudium begann, wurde unter dem Namen Berthold Auerbach später als Verfasser der volkstümlichen »Schwarzwälder Dorfgeschichten« bekannt. Ein letzter Hauptteil beschäftigt sich schließlich u. a. mit den Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Studenten, der Mitgliedschaft in Studentenverbindungen und dem religiösen Leben der jüdischen Studenten im Hinblick auf die Speisevorschriften und den Synagogenbesuch. Eine 149 Einträge umfassende chronologische Auflistung jüdischer Studenten und ein Exkurs zu dem Berliner Juden Benjamin Brandeburger, der sich 1776 als Medizinstudent immatrikulierte, schließen einen faktenreichen und lesenswerten Band ab, der in keiner landesgeschichtlich orientierten Bibliothek fehlen sollte.

*Matthias Morgenstern*

REUTLINGER GESCHICHTSVEREIN: Reutlinger Geschichtsblätter 2010, Reutlingen: Stadtarchiv Reutlingen 2011. 416 S. ISSN 0486-5901, Geb. € 27,00.

Wie fruchtbar ein biografischer Ansatz für die Vermittlung von Geschichte sein kann, zeigt der Beitrag von *Wilhelm Borth* über das Schicksal der in Auschwitz ermordeten Reutlinger Jüdin Bea Maier. Auf der Grundlage von Briefen, die die Kinder von Bea Maier 2002 dem Stadtarchiv überließen, veranschaulicht Borth mit einem furchtbaren Einzelschicksal die Dimension der nationalsozialistischen Verbrechen an den jüdischen Mitbürgern. Nachdem ihr Ehemann, ein Reutlinger Immobilienhändler, durch die Boykottierung jüdischer Geschäfte in den Konkurs und Selbstmord getrieben worden war, zog Bea Maier mit ihren beiden Kindern nach Stuttgart. Zwar gelang es ihr noch, ihre Kinder in England in Sicherheit zu bringen, doch scheiterten ihre eigenen Ausreisebemühungen am für die Betroffenen tragischen Zusammenspiel von nationalsozialistischen Diskriminierungs- und Verfolgungsmaßnahmen auf der einen und den zunehmend restriktiven Reglementierungen potentieller Einwanderungsländer auf der anderen Seite. 1940, als die Nazis noch den Plan einer Verschleppung der Juden in Reservate auf Madagaskar verfolgten, wurde Bea Maier mit ihrer Schwester und ihrem Vater nach Südfrankreich deportiert. Nachdem ihnen auch von dort aus die Auswanderung nicht glückte, wurden die Schwestern im September 1942 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

Die Briefe, die Bea Maier mit ihren Kindern in England wechselte, erlauben Einblicke in Gefühlslagen, in Hoffnungen, Sorgen und Ängste, die die Diskriminierung und Verfolgung, aber auch die Trennung von den eigenen Kindern auslösten. Wilhelm Borth verlässt in seiner Darstellung die Ebene des nüchternen und emotionslosen Historikers – mit vol-

lem Recht, anders ließe sich das schreckliche Schicksal von Bea Maier und ihrer Familie auch kaum darstellen. Er bettet die einzelnen Briefe in vorbildlicher Weise in den minutiös recherchierten Hintergrund der jeweiligen restriktiven Bestimmungen, Verordnungen und Verfolgungsmaßnahmen ein. Im Anhang werden die 115 Briefe im Volltext ediert.

Weit mehr als nur lokales Interesse verdient auch der Beitrag von *Eberhard Fritz*, der sich dem Versuch der Tiroler Linie des Hauses Habsburg, sich im Dreißigjährigen Krieg die württembergische Pfandschaft Urach einzuverleiben, widmet. Die Pfandschaft war für Habsburg von besonderem Interesse, hätte sie doch eine Art Landbrücke vom Amt Günzburg zu den vorderösterreichischen Besitzungen um Rottenburg (Oberamt Hohenberg) gebildet. Der Griff nach der Pfandschaft konnte mit alten, aber strittigen Rechtstiteln (Afterlehenchaft) legitimiert werden.

Der Autor konstatiert erfolgreiche Ansätze für eine habsburgische Herrschaftsbildung. Nach der Schlacht bei Nördlingen hatte die Tiroler Erzherzogin Claudia in Pfullingen eine vorderösterreichische Verwaltung eingesetzt. Zwar leisteten die württembergischen Beamten durchaus Widerstand, doch gelang es der Regentin in den 1640er-Jahren, die Herrschaft deutlich zu intensivieren. Schlüsselpositionen der politischen Verwaltung, der Grundherrschaft und Forstwirtschaft wurden von österreichischen Amtsträgern eingenommen.

Das Spannende an der Untersuchung von Eberhard Fritz ist, dass es ihm gelingt, die konkrete Situation quellennah nachzuzeichnen. Die Zeitgenossen gerieten in Loyalitätskonflikte, die für sie unlösbar und bedrohlich waren. Die Bevölkerung musste erfahren, dass die württembergische Herrschaft sie militärisch nicht schützen konnte, und begann, sich sukzessive auf die Seite Habsburgs zu stellen: die Metzinger Bürgerschaft huldigte der Erzherzogin, in einzelnen Dörfern (Mehrstetten) sympathisierte man mit der neuen Herrschaft und verweigerte umgekehrt den württembergischen Beamten in Urach die Gefolgschaft.

Fritz unterstreicht die Bemühungen der Erzherzogin um eine Rekatholisierung der evangelischen Pfandschaft. Er stellt sich damit dezidiert gegen die Ergebnisse einer 2007 vorgelegten Untersuchung über die Konfessionspolitik in der ebenfalls bislang württembergischen Herrschaft Hohenstaufen (Claudia Riese: »[...] jedoch daneben die Catholische Religion nach und nach furchtbarlich eingefiert würde«. Kriegserfahrung, landesfürstliche Politik und Religiosität als Eckpunkte kommunalen Lebens in Göppingen zwischen 1634 und 1648, in: Hohenstaufen/Helfenstein 17), die zur gleichen Zeit in ähnlicher Weise wie die Pfandschaft Achalm von Tirol beansprucht wurde. Angesichts dieser gegenreformatorischen Maßnahmen der vorderösterreichischen Herrschaft verortet Fritz das deutlichste Widerstandspotential. Nur in Pfullingen gelang es, vorübergehend einen katholischen Pfarrer einzusetzen, doch auch hier musste die Beteiligung der Bevölkerung am Gottesdienst erzwungen werden.

Insgesamt wurde die Herrschaftsentfaltung auch dadurch gebremst, dass es keine stabile militärische Präsenz gab, nicht einmal im Pfullinger Schloss waren Soldaten stationiert. Die Erfolge der Herrschaftsentfaltung waren permanent von den Wechselfällen des Dreißigjährigen Kriegs abhängig. Interessant ist auch, dass Fritz aufzeigen kann, dass die Wiener Hauptlinie sich im Laufe des Kriegs immer weniger um die Interessen des Tiroler Familienzweigs kümmerte, so dass sich die Frage stellt, ob man überhaupt von einer strategischen und stringenten Expansionspolitik »des Hauses Habsburg« reden kann. Gegen Ende des Krieges unterminierten zudem Konrad Widerholts Beutezüge vom Hohentwiel aus die vorderösterreichische Position. Die militärischen Erfolge der schwedisch-französischen Allianz machten die österreichischen Expansionsversuche in der Pfandschaft schließlich zur Episode, die weitgehend aus dem Bewusstsein der Landesgeschichte verschwunden ist.

Im abschließenden Beitrag begibt sich *Werner Ströbele* auf Spurensuche nach einem besonderen Reutlinger Brauchtum, dem am Donnerstag nach Dreikönig gefeierten Mutscheltag. Im Gegensatz zu anderslautenden populären Deutungen kann Ströbele nachweisen, dass die sternförmigen, möglicherweise auf die Form eines Mühlrads zurückgehenden Mutscheln in den Kontext der Schwörwoche in reichsstädtischer Zeit gehören, in der sie traditionell verschenkt wurden. Für die Ausbildung des heutigen Brauchtums war die Phase des Vormärz entscheidend. Der Autor deutet dabei die Reutlinger Mutschel als »Symbol der Selbstbehauptung und des Freiheitsstrebens in schwierigen Zeiten«.

*Herbert Aderbauer*

PAULA KIENZLE: Spuren sichern für alle Generationen. Die Juden in Rottenburg im 19. und 20. Jahrhundert (Anpassung – Selbstbehauptung – Widerstand, Bd. 26). Münster: LIT 2008. 504 S. m. s/w-Abb. Kart. ISBN 978-3-825-81156-3. € 39,90.

ANTJE KÖHLERSCHMIDT, KARL NEIDLINGER (HRSG.): Die jüdische Gemeinde Laupheim und ihre Zerstörung. Biografische Abrisse ihrer Mitglieder nach dem Stand von 1933. Laupheim: Gesellschaft für Geschichte und Gedenken e.V. 592 S. m. s/w-Abb. Geb. ISBN 978-3-00-025702-5. € 29,80.

Nicht selten müssen sich lokalhistorische Dokumentationen und Studien Einzelner oder von Geschichtswerkstätten o.ä. zu den prekären »großen« Themen aus der hohen Zunft mit einem kurzen freundlichen Zunicken oder eher dilatorischer Erwähnung in einer Fußnote begnügen. »Geschichte von unten« – natürlich fehlt den Darstellungen oft das Professionelle, die Prägnanz, laufen sie nicht selten Gefahr, die großen Linien zu verzetteln, zum Erkannten nicht viel neue Erkenntnis beizubringen, ihr Material zwar weidlich auszubreiten, aber zu wenig strukturiert und versiert. Natürlich umspielen sie vorwiegend das Individuelle: Leben, Erfahrung und Schicksal Einzelner, Blitzlichter aus einem einzelnen Ort, Verflechtungen in engeren Lebensräumen. Aber ebenso ist ihr Gewinn (im besten Fall): die direkte Lebensnähe, die Intimität der Quellen, die Variation der »großen« Linie(n) in ihre konkreten Details, die Bindung von Erinnerung(en) an den oder die Lebensräume der heute Lebenden und Ähnliches. Nimmt man solche Bücher in die Hand, gewinnt man eher, wenn man sich in seinem interessierten Lesen dem engagiert Schreibenden ein gutes Stück entgegen neigt, als mit allzu großer Reserve gegenüber (vermeintlich) allzu sehr distanzloser Darstellung. Die wirklichen Gewichtigungen ergeben sich dann fast von selbst. – Solche Leser wünscht man den beiden Büchern, die im einen Fall (Kienzle) wirklich aus einem individuellen Impuls und autodidaktisch, im anderen (AG Laupheim) innerhalb eines organisierten Geflechts von »Geschichts-Arbeit« von einer durchaus eingeübten Autorengruppe unter Leitung zweier Fachhistoriker entstanden sind.

Paula Kienzles Verdienst ist vor allem anderen, an die Präsenz jüdischer Familien in der Kernstadt Rottenburg überhaupt zu erinnern – jenseits des »Judendorfs« Baisingen, das ja erst in den 70er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts nach Rottenburg eingemeindet wurde. In akribischen, ausgedehnten und langwierigen Recherchen gelingt ihr die Rekonstruktion einer Reihe von Familien seit 1868 und ihrer Geschichte(n) aus den disparatesten Quellen, einschließlich persönlicher Korrespondenzen. Auffällig ist die starke Fluktuation der Familien wie ihrer einzelnen Köpfe. Paula Kienzle geht auch vielen Verzweigungen nach, die auf Rottenburg zu- oder von dort wieder wegführen, soweit sie ihr greifbar geworden waren. Mehrheitlich gehört diese Bevölkerungsgruppe zum wohl-